

**Sperrfrist:  
Freitag, 19. Februar 2016, 13 Uhr  
Es gilt das gesprochene Wort!**

Daniel Gerlach

**Laudatio zur Verleihung des Erich-Maria-Remarque-Friedenspreises  
der Stadt Osnabrück an Adonis**

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister,  
meine Damen und Herren,  
mon cher Adonis,

vor einigen Jahren war unser heutiger Laureat zu Gast in einer Talk-Sendung eines golfarabischen Fernsehsenders. Da saß ein Moderator in Nationaltracht, mit einer weißen Kuffiyeh auf dem Kopf. Ihm gegenüber, nicht weniger traditionsbewusst, im Gewand eines Poeten aus dem Café „Les Deux Magots“, den scharlachroten Schal drapiert, der Dichter Adonis.

Es geht in diesem wirklich offenherzigen Gespräch um Religionskritik, um das Beleidigtsein der Gläubigen. Es geht im Kern auch um die Frage, inwieweit die Inanspruchnahme der Freiheit auf Meinungsäußerung die eines anderen einschränken kann. Aber was, wenn es sich bei diesem anderen nicht um einen Menschen, sondern um den einen, allmächtigen – und nach Meinung der Monotheisten – ja auch grenzenlosen Gott handelt?

Kann man Gottes Freiheit durch ein Wort einschränken, ihn demütigen, beleidigen, und muss man Kritiker zum Schweigen bringen, um den Allmächtigen quasi präventiv vor Verbalinjurien zu schützen?

Adonis merkt in dieser Sendung an, dass Gott sogar den Teufel reden ließ. Ziemlich ausführlich habe der Neunmalgesteinigte – so zumindest stehe es im Koran – seine Meinung vorbringen dürfen. Also solle man auch hier ihn, Adonis ...

An dieser Stelle unterbricht der Moderator, lächelt dann einen Moment, innehaltend, ob er es wirklich sagen soll – und dann sagt er es natürlich doch: „Sie meinen, wir sollten hier dann auch den Teufel sprechen lassen?“

Eine Pointe, die Adonis gefiel, die viele Zuschauer aber womöglich nicht als Spaß verstanden.

Vor ungefähr zehn Jahren erschien Adonis auf Einladung der Dichterin Amal Juburi zu einem „Diwan“, einer Lesung, in Berlin. Der Saal war bis auf den letzten Platz besetzt, und in den vordersten Reihen fanden sich auch einige Landsleute des prominenten Gastes, darunter zwei Männer, deren Gebetsfleck auf der Stirn sie als fromme Muslime auswies – und wohl auch ausweisen sollte.

Man erwartete von Adonis nun lyrische Rezitationen. Der aber schaute in die Runde und rief dann allen Ernstes: „Habt Ihr nicht die Nase voll von meinen Gedichten? Wollen wir nicht lieber über diesen einen Gott diskutieren, in dessen Namen mehr Menschen abgeschlachtet werden als im Namen des gesamten Pantheons der Antike?“

Es wurde ein langer Abend, Adonis im Dialog mit seinem Publikum. Niemand moderierte. Niemand beleidigte. Niemand verließ den Raum, auch diejenigen nicht, deren Gott am Pranger stand.

Meine Damen und Herren, ich stehe heute nicht vor Ihnen, um noch einmal die „mediale Kontroverse“ zu rekapitulieren, die um den diesjährigen Träger des Erich-Maria-Remarque-Friedenspreises ausgebrochen ist.

Adonis braucht heute keinen Anwalt, der ihn gegen Vorwürfe verteidigt, Missverständnisse ausräumt und für ihn eine Lanze bricht. Und abgesehen davon, dass er sich selbst gut vertreten kann, wäre ich wohl nicht der Richtige dafür.

Ich habe Adonis schon bei einer Begegnung in Paris ins Herz geschlossen, bin beeindruckt von manchen seiner Essays, die, anders als sein lyrisches Werk, äußerst unzweideutig sind. Einige seiner Ansichten und Bewertungen des Weltgeschehens teile ich überhaupt nicht.

Wie sollte das auch anders sein. Zwischen uns liegt beinahe ein halbes Jahrhundert voller Erfahrungen, Hoffnungen und Enttäuschungen. Und obschon es sich lohnt, auch über solche Horizonte hinaus den politischen Dialog zu suchen, muss man doch festhalten: Die Welt, wie sie die heute Enddreißigjährigen wahrnehmen und vielleicht mit zu gestalten suchen, ist doch eine andere.

Die Jugend – wer auch immer sich hier und heute dazu zählen möchte – braucht nicht die Rädelsführerschaft der alten Intellektuellen. Es lohnt sich dennoch, ihnen zuzuhören: vor allem, wenn es darum geht, einmal eine historische Perspektive einzunehmen und zu hinterfragen, ob diese aktuelle

Welt wirklich so einzigartig, so unverwechselbar in ihrer Grausamkeit und ihren Katastrophen ist, wie behauptet.

Was kann man also von Adonis lernen?

Vielleicht erlauben Sie mir, lieber Adonis, ein wenig in Sie und Ihr Werk hineinzuzinterpretieren, bevor jemand noch auf die Idee kommen könnte, ich sei zum Laudatoren bestellt worden, weil ich Ihr Werk besonders gut und lange kannte.

Wir interpretieren ja immer allerhand in die Kunst hinein.

(Nicht nur in die Kunst, sondern auch in die Rede übrigens.)

Man hört manches in den Werken Mozarts oder Mahlers, was diese vielleicht gar nicht so meinten, aber dann doch in einer von uns als Vorahnung empfundenen Weise zum Ausdruck bringen konnten. Man steht vor einem Gemälde, fasst einen Gedanken, wird angerührt und kommt zu der Überzeugung, dass den Künstler auch nichts anderes als *dieses* bewegt haben konnte, als er seine Farben auf die Leinwand strich.

Drei Gedanken, die mir wie Leitmotive Ihres Schaffens vorkommen, möchte ich hervorheben. Denn sie werden uns noch eine ganze Weile beschäftigen, und womöglich bieten sie sogar einen Ausweg aus der gegenwärtigen Verzweiflung.

Alle drei betreffen vor allem, aber nicht nur die Kultur, aus der Sie stammen, und die – aus europäischer Betrachtung – immer näher rückt. Ob wir es wollen oder nicht.

Das eine ist die von Ihnen oft künstlerisch, manchmal polemisch und mitunter sogar missionarisch vorgetragene Sehnsucht nach einer anderen Identität als der, die sich aus Religion oder aus religiös verbrämten, historischen Bezügen nährt.

Das zweite ist die Einnahme einer historischen Perspektive.

Keine schlechte Idee zumal die meisten von uns eine Facebook-Timeline und damit einen hochfrequenten, dazu noch geschmacklich optimierten Nachrichtenticker in der Hosentasche haben. Ein Ticker, der uns vor allem mittels sogenannter Teaser und Überschriften informiert.

Das dritte, was man ihrem Werk entnehmen kann, lieber Adonis, ist das Verständnis für den Sinn codierter Sprache – ein Aspekt, der zu den anderen zwei erwähnten in einem besonderen Verhältnis steht.

Nun also zum Ersten, zur Identität eines Kulturraumes, der sich zwischen dem Mittelmeer und dem Zweistromland erstreckt. Diese Welt wird oft als

Wiege der Zivilisation bezeichnet, erinnert heute aber doch eher an deren Schafott.

In Ihrer Jugend waren Sie, lieber Adonis, aktives Mitglied einer Bewegung, die eine Neuerfindung dieses reichen, „großsyrisch“ genannten Kulturraumes als ideologischen Überbau erfand. Für Ihre Zuneigung zu dieser im Zeitgeist des 20. Jahrhunderts auch rassistisch argumentierenden Bewegung hat man Sie – nicht ganz zu Unrecht – kritisiert.

Diese sogenannten Nationalsyrer glaubten an die Existenz einer syrischen Schicksals- und Kulturgemeinschaft, die vor dem Islam und vor den Arabern dagewesen sei und wieder zum Leben erweckt werden müsse.

Der Gründer dieser Bewegung, Antun Saadeh, schrieb ein Buch über die „Entstehung der Nationen“, das aufgrund seiner antizionistischen und antijüdischen Rhetorik mit „Mein Kampf“ verglichen wird. Ich würde es eher mit den „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ in Verbindung bringen, ein Bestseller des pathologischen Wagnerianers Houston Stewart Chamberlain, der in der Weimarer Republik auch allerhand völkisch gesinnte Bürger inspirierte.

Ich vermute – und ich hoffe sehr, dass Sie mir zustimmen, Adonis: Man kann und muss die Idee einer mittelmeerisch-orientalischen Identität von rassistischem Blut-und-Boden-Denken befreien, denn beide stehen im Grunde in einem eklatanten Widerspruch zueinander.

Aber wenn die Anrainer des südöstlichen Mittelmeeres zu keiner Identität finden, keiner Kultur, auf die sie ästhetisch stolz sein können – was bleibt dann noch?

Das, was man zur Genüge scheitern sehen konnte: pseudo-republikanische und pseudo-moderne Ideologien wie der Baathismus, an den ohnehin nie jemand glaubte und der als Instrument diente, um Menschen zu uniformieren, zu knechten und unter absurden Vorwürfen zu inhaftieren: etwa wegen des Tatbestandes Widerstand gegen die sozialistische, die baathistische Ordnung.

Als mindestens ebenso verheerend hat sich der politische Islam erwiesen. Ob ihm durch Gewalt, sozialen Druck oder durch Wahlen an die Macht verholfen wurde: Wir haben gesehen, wohin es führt, wenn man glaubt, eine Rechtsordnung auf religiösen Prinzipien aufbauen zu müssen. Prinzipien die Menschen *ex lege*, also ganz legal, von Grund auf ungleich machen, weil sie die Bürger eines Staates nach ihrer religiösen Zugehörigkeit definieren.

Die aus nationalistischen, republikanischen oder panarabischen Ideologien hervorgegangenen Herrschaften im Nahen Osten haben ihr Verhältnis zur Religion nicht oder nur unzulänglich definiert. Den politischen Islam haben sie einmal zum Kampfmittel erkoren, ein anderes Mal versuchten sie, ihn stillschweigend zu kooptieren. Wiederum ein anderes Mal bezogen sie aus dem Kampf gegen den politischen Islam ihre *raison d'être* – und ihre Rechtfertigung der Diktatur.

In allen Straßen und auf allen Kanälen hört man nun die Totenklage. Der Untergang des Nahen Osten – wie wir ihn kannten, oder besser gesagt: zu kennen glaubten. Derweil vernichten Krieg und Terror tagtäglich Kulturdenkmäler.

Und es wirkt fast wie ein Zeichen dafür, dass kaum etwas die Macht der Dunkelheit so sehr gefährden kann wie das Licht einer ästhetisch ansprechenden Kultur. Archäologische Stätten werden zu Staub zermahlen als hätten diese Dschihadisten Panik davor, dass die Dämonen, die Dschinn, welche diese Tempel und Paläste angeblich in alter Zeit erbauten, noch einmal wiederkehren könnten.

Wenn schon die Ruinen der mittelmeerisch-orientalischen Kultur dem Terror solche Furcht einflößen, welche Kraft würde erst von dieser ausgehen, wenn man sie wieder zum Leben erweckt?

Was uns zum zweiten Motiv führt: die historische Perspektive. Man muss nicht – was laut Voltaire ohnehin nicht möglich wäre – aus der Geschichte lernen wollen. Und nicht jede aktuelle Problembeschreibung im Nahen Osten muss auf die Zerstörung des Tempels von Jerusalem oder den Streit um die Nachfolge des Propheten rekurrieren.

Es stimmt schon – wenn das Heute einen überfordert, flüchtet man sich gern in die Geschichte, die im Vergleich zu den verworrenen Zuständen des Aktuellen ja einen verhältnismäßig ordentlichen Eindruck macht.

Aber vielleicht ist es ja doch von praktischem Nutzen, hin und wieder eine historische Perspektive auf das Geschehen einzunehmen. All jenen, die sich leidenschaftlich mit der Geschichte des Vorderen Orients befassen, für die die Auslöschung antiker Stätten wie Palmyra oder die blutige Zerrüttung Syriens nicht nur vermischte Nachrichten, sondern ein Anlass tiefer Trauer und Bestürzung sind, kann man nur zusprechen: Ihr mit Euren Kenntnissen werdet noch gebraucht!

Halten wir es da mit Schiller, der bei seiner Antrittsvorlesung in Jena zum Studium der Universalgeschichte sagte: „Unser menschliches Jahrhundert herbeizuführen, haben sich – ohne es zu wissen oder zu erzielen – alle vorhergehenden Zeitalter angestrengt. Unser sind alle Schätze, welche

Fleiß, Genie, Vernunft, Erfahrung im langen Alter der Welt endlich heimgebracht haben.“

Die Monumente der Antike wieder so herzustellen, dass in 100 Jahren niemand mehr fragt, ob es Originale seien, ist eine verhältnismäßig leichte Aufgabe, verglichen mit dem, was die Historiker im Syrienkonflikt, oder besser gesagt: die syrischen Historiker, zu leisten haben.

Da wäre eine Aufarbeitung der blutigen Geschichte jüngerer Vergangenheit, jener traumatischen Kollektiverlebnisse wie das Massaker von Hama im Jahr 1982, und natürlich der aktuelle Krieg. Das despotische Regime konnte nur so herrschen, weil es eine Aufarbeitung hintertrieb. So blieb von der blutigen syrischen Zeitgeschichte ein heilloses Chaos von Narrativen, kollektiven, unhistorischen, aber historisch begründeten Ressentiments.

Die Geschichte als ein verworrener Haufen ungesühnter Bluttaten, ein Perpetuum Mobile verdrängter Traumata.

Mit der Unterdrückung eines historischen Bewusstseins lässt sich ebenso vortrefflich herrschen wie mit der Auslöschung der Geschichte. Ersteres hat das Assad-Regime schon demonstriert, letzteres betreibt der „IS“ heute mit industriellem Eifer. Man kann aber beiden widerstehen.

In gewisser Weise sind die gescheiterten Regime, ihre Ideologien mit ihren historischen Ansprüchen auf Erneuerung zwar keine würdigen Nachfolger, aber doch verirrte Kinder des Osmanischen Reiches und seiner Traditionen.

Besonders in seiner späten Phase, Anfang des 20. Jahrhunderts wurde das Verhältnis des osmanischen Vielvölkerstaates zu seinen Religionsgruppen, Ethnien und Nationen immer schizophrener.

Die osmanische Führung weigerte sich zusehends, deren Platz, deren Rolle und Ansprüche zu definieren. Sie handelte konfessionalistisch, während sie noch die Lüge von der großen Einheit unter dem Halbmond predigte.

Das Ganze mündete dann in einem Völkermord an Armeniern und aramäischen Christen in der syrischen Wüste. Diese Katastrophe ließ sich nicht ungeschehen machen, indem man sie leugnete, sondern entfaltete erst dadurch eine noch verheerendere, die Zeiten überdauernde Wirkung.

Am Ende, so das Narrativ, das daraus hervorging und heute wieder überall hervorgekrochen kommt, kann sich die Konfessionsgemeinschaft nur auf sich verlassen.

Die Angst vor der Wiederkehr der Schrecken jedenfalls ist immer größer als die Hoffnung auf das Glanzvolle, oder, wie Nietzsche sagt, die Zuversicht, dass „das Grosse, das einmal da war, jedenfalls einmal möglich war und deshalb auch wohl wieder einmal möglich sein wird.“

Dass Gewalt immer Gewalt hervorbringt, weiß jedes Kind. Aber die Gewalt, die eine unbewältigte Erfahrung von Gewalt hervorbringt, kann noch weit schlimmere Folgen nach sich ziehen. Denn sie wirkt langfristiger und ist weit weniger berechenbar.

Lieber Adonis, meine Damen und Herren, wir erleben heute in diesem Kontext eine bedrückende Sprachlosigkeit zwischen dem Westen und denjenigen religiösen Minderheiten, deren Geschichtsbild manchmal auf traumatischen Erfahrungen beruht. Diese Sprachlosigkeit erstreckt sich aber auch auf diejenigen im Nahen Osten, die man als säkular bezeichnen kann und die sich kulturell auch immer ein Stückweit nach Europa orientierten.

Kulturell ist man sich scheinbar nahe, politisch hat man sich überhaupt nichts mehr zu sagen und geht sich mit einem resignierten Kopfschütteln aus dem Weg.

In gewisser Weise fügt sich der Streit um die Verleihung dieses Preises an den Dichter Adonis auch in diesen Zustand ein. Man kann es negativ ausdrücken: Die Freunde der europäischen Zivilisation sind nicht notwendigerweise die, die mit uns Bier trinken, so hat es der in Syrien verschollene Jesuitenpater Paolo dall'Oglio einmal gesagt. Aber müssen wir uns tatsächlich auf die Seite derjenigen schlagen, die sich als genuine und authentische, weil islamische Kraft im Orient ausgeben?

(Namhafte Experten, ich erinnere mich noch ganz gut daran, haben die Muslimbrüder nach dem Arabischen Frühling als eben jene authentische und deshalb siegreiche Kraft gesehen, mit der wir es in den kommenden Jahren zu tun bekommen würden – und mit denen wir besser gute Kontakte unterhalten. Es kam dann ja doch anders als erwartet.)

Toleranz zu üben für andere Religionen – und vielleicht auch Ideologien – sollte uns nicht schwer fallen. Aber Adonis selbst empfindet bei diesem Begriff, wie er im Jahr 2012 schrieb, ein großes Unbehagen. Ich zitiere:

„Der Begriff Toleranz ist heutzutage zum wichtigsten Schlüsselwort für den Aufbau jenes Dialogs geworden. Dieses verweist in der allgemein vorherrschenden Bedeutung auf das Vorhandensein eines Irrenden und eines Rechtgeleiteten, der so tut, als würde er den Irrtum übersehen. Das bedeutet, derjenige, der sich im Recht wähnt, lässt gegenüber jemandem Toleranz walten, der unter ihm steht, oder der ihm zumindest nicht ebenbürtig ist, den er als einen Abweichler vom rechten Weg betrachtet.“

Zitat Ende.

In diesem Sinne nähert sich die Toleranz schnell einer fragwürdigen Logik an: Ich weiß, dass Du ein Ungläubiger bist – und ich wiederum weiß, dass Du ein Idiot bist.

So bestärken wir uns schnell in unserer eigenen Überzeugung und tun so, als wollten wir uns gegenseitig akzeptieren, weil der jeweils andere es ja verlangt.

Dialog besteht dann in der Antizipation der vermuteten Haltung anderer. Dieser Logik folgt nicht nur ein falsches Toleranzverständnis, sondern auch der Bürgerkrieg, in dem eine Seite der anderen abspricht, eine andere Solidarität empfinden zu können als die mit der eigenen Ethnie, sozialen Gruppe oder Konfession.

Wer könnte davon mehr berichten als jene Bevölkerungsgruppe in Syrien, in die unser heutiger Preisträger hineingeboren wurde.

Die alawitische Kultur und ihre Weltanschauung sind mysteriös. Nicht nur europäischen Orientalisten gaben die Alawiten Rätsel auf – auch ihren sunnitisch-muslimischen Nachbarn, sofern die sich dafür interessierten. Immer wieder ist zu lesen, es handle sich beim Alawitentum um eine Geheimreligion, die sich ihrem Wesen nach verschwörerisch verhalte und deren Anhänger noch wie ein Mann hinter dem Assad-Regime stünden.

Eine verfemte Glaubensgemeinschaft, einst Sklaven des Feudaladels und immer wieder dem Herrenmenschendenken jener ausgesetzt, die die Anwesenheit der Alawiten im gelobten Land Syrien, dem Bilad al-Sham, für einen historischen Irrtum, wenn nicht eine Entweihung des Erbes des Propheten halten.

So, wie diese Gemeinschaft oftmals Opfer von Verfolgung wurde, hat sie auch Zuflucht im Topos ewiger Verfolgung gesucht. Das macht es leichter, sich auch nicht mehr um das Schicksal der anderen zu kümmern. Die Abwehr, das Leiden, die Geheimhaltung und schließlich der Dauermodus der Selbstverteidigung, der brutale Auswüchse zur Folge hatte, wurden Teil der alawitischen Identität.

Der Aufstand hat sie in eine teuflische Situation gezwängt, aus der sie sich – in ihrer Mehrheit – bisher nicht befreien konnten: Dort das Regime eines Clans, der aus ihrem Inneren stammt, sie aber mutwillig opfert und sich einen Dreck um ihr Wohlergehen schert. Und dort der Zorn derer, die, teils zu Recht und teils zu Unrecht, offene Rechnungen begleichen wollen. Deren Rache für das ihnen widerfahrene Leid sich nun oft genug gegen die Alawiten richtet.

Adonis, ich weiß, Sie sind ein Weltbürger, der nicht als Sohn eines alawitischen Shaykhs aus dem Dorf Qassabin in die Literaturgeschichte eingehen wird.



Sie haben sich von der ebenso fatalen wie faszinierenden konfessionellen Textur Ihrer Heimat weit entfernt – und sind ihr ferner als viele jener, die Sie heute für Ihre angeblich mangelnde Distanz zum Regime Assad kritisieren.

Ich bitte um Verzeihung, dass ich mich hier in eine äußerst innersyrische Angelegenheit einmische, aber schauen wir doch einmal – wie Sie es tun – auf das, was nicht gesagt, aber unter Umständen gemeint ist.

Vor dem Krieg waren Sie Adonis, der Dichter, Adonis der Araber, der Syrer, Adonis der Träger zahlreicher Preise und Medaillen, Adonis, auf dessen Landsmannschaft doch viele intellektuelle und kunstschaftende Syrer stolz waren, auch wenn sie – wie die Mächtigen in Damaskus – ihr Werk nicht unbedingt kannten.

Seit einigen Jahren hat man manchmal den Eindruck, als seien Sie für manche dieser Leute nicht mehr Adonis der Dichter, sondern nur noch Ali Ahmad Saïd Esber, der Alawit.

Vielleicht können Sie einen ganz anderen Beitrag zum Frieden in Ihrer Heimat leisten, als man von Ihnen hier erwartet hätte. Indem Sie berichten, warum und wie auch die verfeimten Alawiten ihren Beitrag zu jenem reichen, vielfältigen Kulturraum zwischen Zweistromland und Mittelmeer geleistet haben. Und warum sie dort hingehören und dort ihre Heimat haben.

Erklären Sie der Welt einmal das Faszinierende, Vielschichtige an der Kosmologie der Alawiten, jener Geheimreligion, deren Mysterien man gar nicht vollends verraten muss, um sie zugänglich zu machen:

Jene Weltanschauung, die sich nicht nur für das Wesen der Botschaft Gottes, sondern für sein Wesen selbst interessiert.

Denn womöglich besteht ihr entscheidendes Merkmal ja darin, dass sie, so wie Sie, Adonis, der Dichter, an die Macht codierter Sprache glaubt: daran, dass eine Botschaft, die über Jahrtausende zu Menschen mit verschiedenen Sprachen und Hintergründen sprechen soll, natürlich nur codiert sein kann.

Nur dadurch wird sie haltbar, polyvalent, universell und zugänglich für alle Sprachen. Auch die, die es noch gar nicht gibt. Jede Generation der Menschheit und jede Kultur muss diesen Code auf ihre Art entschlüsseln.

Wenn Sie, lieber Adonis, der Welt, aber vor allem den Menschen des Nahen Ostens etwas mehr von den Geheimnissen berichten, die die faszinierende Vielfalt dieses Kulturraums Syrien mitgeprägt haben.

Vielleicht kann das den Weg ebnen: zu einer wahren Integration. Zu Akzeptanz, nicht Toleranz, zwischen den Religionen und Konfessionen.

Mitnichten bitte ich Sie, lieber Adonis, auf ihre alten Tage hier noch religiös zu werden. Und kommen Sie nun ja nicht auf die Idee, zu Ihrer eigenen Preisverleihung ein Gebet sprechen.

Ich wünsche Ihnen Glück, Gesundheit, Frieden und ein langes Leben!  
Vielen Dank.